

Von der Herzchirurgin zur Hausärztin

Antonella D’Annolfo liess fürs Familienglück ihre Karriere in Rom hinter sich. In Baden fand sie nach vielen Hürden einen neuen Weg.

Sibylle Egloff Francisco

«Wenn ich von Herztransplantationen lese oder höre, werde ich immer etwas wehmütig», sagt Antonella D’Annolfo. Die 48-jährige Herzchirurgin aus Ennetbaden sitzt in ihrem Besprechungszimmer im vierten Stock des Instituts für Arbeitsmedizin (ifa) in Baden. Eingriffe am offenen Herzen gehörten für die Italienerin früher zum Tagesgeschäft. Doch seit sie ihre Heimat Rom vor drei Jahren verlassen hat, sind Operationssäle in weite Ferne gerückt.

Am ifa behandelt und untersucht D’Annolfo nun Patientinnen und Patienten als Hausärztin. Vor ihrer Spezialisierung zur Fachärztin für das Herz-Kreislauf-System bildete sie sich in Rom zur Hausärztin aus. «Diagnosen nur mithilfe von körperlichen Untersuchungen und Gesprächen zu stellen, reizte mich», erzählt D’Annolfo. Doch die Herzchirurgie bezeichnet sie nach wie vor als «ihren grossen Traum». Diesen lebte sie bis 2023 am Spital San Camillo Forlanini, einem der renommiertesten Krankenhäuser Roms.

Doch der Wunsch wuchs, in die Schweiz auszuwandern. «Mein Mann arbeitete schon seit einigen Jahren hier als Ingenieur. Und das Hin und Her tat uns als Familie nicht gut», erzählt die zweifache Mutter. Als ihre ältere Tochter die Primarschulzeit beendet hatte und der jüngeren die Einschulung bevorstand, fällte sie den Entschluss, ihr geregeltes und beruflich erfolgreiches Leben in Italien hinter sich zu lassen. «Für mich war das der richtige Zeitpunkt», sagt D’Annolfo und fügt mit einem Lächeln an: «Ich war neugierig und bereit für einen Neuanfang.»

Dass der Einstieg in den Schweizer Arbeitsmarkt so hürdenreich werden sollte, das hat-



Trotz Ärztemangel nur Absagen: Antonella D’Annolfo hatte Mühe, eine Stelle in der Schweiz zu finden. Heute arbeitet sie für das Institut für Arbeitsmedizin in Baden.
Bild: Sandra Ardizzone

te sie angesichts des hiesigen Fachkräftemangels in der Gesundheitsbranche jedoch nicht erwartet. «Ich habe es mir tatsächlich einfacher vorgestellt.»

Auch als Assistenzärztin wollte sie niemand

Auf ihre Bewerbungen als Herzchirurgin, als Assistenzärztin in Kardiologie, Gefässchirurgie und sogar Pathologie an Instituten und Spitälern in Zürich, Basel, Luzern und Baden erhielt sie nur Absagen. Branchenspezifische Stellenportale kannte sie damals noch nicht und Bezie-

hungen zu Schweizer Kollegen fehlten ihr. Was sie damals ebenfalls nicht wusste: Die Schweizer Gross- und Kleinspitäler haben diverse Kategorien je nach Fachgebieten. «Als Ausländerin wollte ich in A-Spitäler reinkommen, obwohl das selbst für Schweizer Mediziner nicht einfach ist», sagt D’Annolfo.

Auch die Arbeit in einer Fachpraxis kam für sie nicht infrage. «Generell muss man drei Jahre lang auf einem Gebiet in einem Schweizer Spital tätig gewesen sein, um in einer Praxis zugelassen zu werden.»

Einzig für Hausärzte aus der Allgemeinmedizin werde eine Ausnahme gemacht. D’Annolfo sagt: «Als Ausländer ist es einfacher, während der Ausbildungszeit als Assistenzarzt in Schweizer Spitälern Fuss zu fassen.»

Schwierigkeiten bereitete ihr bei der Stellensuche die Sprache. «Die meisten Kliniken suchen explizit Personen mit fortgeschrittenem Sprachniveau C1, im chirurgischen Bereich wird für Assistenzärzte B2 vorausgesetzt.» Die Medizinerin versteht das. «Patientinnen

und Patienten wollen sich am liebsten in ihrer Muttersprache unterhalten können.»

Und so nutzte D’Annolfo die Zeit, um Deutsch zu büffeln – gemeinsam mit ihren Töchtern. Dazu gehörten nicht nur der Aufbau von Wortschatz sowie mündlichen und schriftlichen Kenntnissen, sondern auch besondere Aufgaben. Für Sprachprüfungen musste die Herzspezialistin etwa Artikel über Umweltverschmutzung oder über die Anwendung von künstlicher Intelligenz schreiben. «Nicht jede Aufgabe half mir, mein

Deutsch im Alltag zu verbessern.» Hinzu kam ein weiteres Problem: «Die Doppelsprachigkeit in der Schweiz mit Hochdeutsch und Mundart.»

Doch die 48-jährige liess sich trotz aller Schwierigkeiten nicht beirren und begann, sich auch als Hausärztin zu bewerben. Die Stelle beim ifa in Baden reizte sie besonders. «Weil ich mit 140 Mitarbeitenden aus 20 Ländern in so einem internationalen Umfeld arbeiten kann. Dazu zählen natürlich auch die Angestellten von Firmen, die wir arbeitsmedizinisch betreuen», sagt D’Annolfo. Sie schätzt zudem den Austausch, den sie am ifa mit Kolleginnen und Kollegen verschiedenster Fachrichtungen pflegt.

Lange Wartezeiten überraschten sie

Überraschend war für sie die Erkenntnis, dass auch in der Schweiz, wo vermeintlich alles in Ordnung scheine, Patienten lange auf einen Termin bei einem Facharzt warten müssen. Den Umzug von der italienischen Hauptstadt in die Kleinstadt Baden empfindet sie als positiv. «Wir haben eine hohe Lebensqualität, weil sich hier alles in der Nähe befindet: Wohnen, Arbeit, Schule, Natur und Ruhe.»

Auch wenn es sie viel Geduld und Durchhaltevermögen gekostet hat, ist sie zufrieden mit ihrem neuen Leben in Baden und Ennetbaden. «Ich freue mich, dass ich in der Schweiz nun meinen Weg gefunden habe.» Dieser führt sie beruflich in eine etwas andere Richtung. D’Annolfo hat eine Weiterbildung zur Arbeitsmedizinerin rund um Prävention und Gesundheitsförderung begonnen – damit sie vielleicht bald nicht mehr mit Nostalgie an Herztransplantationen denken muss.

Leserbriefe

Mehr Kontrollen, mehr Wirkung

Velofahrverbot in Baden: Grosse Verbote, kleine Wirkung?
Ausgabe vom 14. August

Die Beschreibung der Situation in Badens Einkaufsmeile liest sich wie ein Schönwetterbericht: alles im grünen Bereich. Leider erlebe ich (als zu Fuss Gehende) die Lage nicht so entspannt. Und überhaupt: Wo sind wir – und wohin steuern wir –, wenn wir mit dem Fahrverbot so lasch umgehen? Es stimmt: Viele Personen halten sich kultiviert und respektvoll an die Regel, indem sie ihr Vehikel innerhalb der Fussgängerzone schieben. Aber nicht alle. Somit sind die zu Fuss Gehenden in der Pflicht, ihre Aufmerksamkeit zu teilen – will heissen: die Situation vorne, seitlich und hinten laufend im Blick zu halten. Dadurch vermeiden sie Kollisionen mit den Vorbeifahrenden

und erfüllen den Anspruch, Unfälle zu vermeiden. Wenn man selber schon durch einen Velofahrer touchiert wurde, weiss man, wie unangenehm solch ein Moment ist. Schade, legt die Stadtpolizei nicht mehr Wert auf die Kontrolle in diesem Bereich! Vielleicht könnte man «personelle Möglichkeiten» erweitern, indem man beispielsweise Kontrollen der abgelaufenen Parkuren reduzieren würde. Dadurch: mehr entspannte Fussgängerinnen und Fussgänger (und weniger frustrierte Autofahrer).
Nadine Jagarich, Rieden

Ludothek ist Teil des grossen Ganzen

Gemeinderat will Ludothek Obersiggenthal schliessen
Ausgabe vom 6. August

Mit der Ludothek verhält es sich wie mit den Früh- und Spätkur-

sen im öffentlichen Verkehr. Das Angebot zu Randzeiten wird von einer Minderheit benützt. Die Kurse am frühen Morgen und am späten Abend generieren weniger Erträge als der Verkehr zu Spitzenzeiten. Trotzdem braucht es ein Randzeiten-Angebot, weil nur so der ÖV als Gesamtsystem attraktiv bleibt. Auch die Ludothek in Obersiggenthal zieht kein Massenpublikum an. Aber ihr Angebot appelliert an das Erziehungs- und Bildungsbewusstsein von Familien mit Kindern. Es sensibilisiert für Nachhaltigkeit, Gemeinssinn und Identifikation mit der Gemeinde. Mithin Werte, die in 1.-August-Reden und Wahlkämpfen hochgehalten werden. Und so klein ist die Ludothek-Community auch wieder nicht. 2025 machen 134 Familien, wohl in den meisten Fällen mit mehreren Kindern, vom Angebot Gebrauch. 2152 Spiele wurden ausgeliehen, seit 2015 im Durchschnitt 2224 pro Jahr.

Das weist auf eine beständige Kundenbindung einer aktiven und wachen Bevölkerungsgruppe hin. Mit der Schliessung der Ludothek würde nicht nur eine für das Gemeindeleben wichtige Minderheit vor den Kopf gestossen, sondern auch der viel beschworene gesellschaftliche Zusammenhalt geschwächt.
Ueli Zulauf, Nussbaumen

Die Ludothek als symbolisches Opfer

Diverse Leserbriefe haben Sinn und Zweck der Einrichtung überzeugend aufgezeigt. Eigentlich ist fast alles gesagt. In die Nase gestochen ist aber die Aussage, eine Ludothek gehöre nicht zu den Kernaufgaben einer Gemeinde. Klar, weder Bund noch Kantone verlangen Ludotheken. Aber offenbar hat es die Gemeinde Obersiggenthal schon vor mehreren Jahrzehnten als sinnvoll erach-

tet, den Zugang zum wichtigen Spielen auf diese Weise zu erleichtern. Landauf, landab wird am 1. August und anderswo die Autonomie der Gemeinden und deren Funktion als Grundelement der Schweiz gefeiert. Zur Autonomie gehört aber auch die Nutzung von Gestaltungsmöglichkeiten. Die Gemeinde beklagt eine scheinbar geringe Nutzung – mit rund 120 eingeschriebenen Nutzern dürften wohl zwischen 200 und 300 Kinder von der Ludothek profitieren. Enttäuschend ist auch, dass der Gemeinderat offenbar keine Impulse setzt, wie die Ludothek-Idee erhalten bleiben könnte. Die Ludothek lebt primär vom grossen Engagement der Mitarbeitenden und der Unterstützung von Freiwilligen. Zugegeben: Die Gemeindefinanzen stehen unter Druck. Auch wenn der folgende Gedanke politisch illusorisch ist: Wenn man wirklich sparen wollte, müsste man wohl kaum

mit Kleinstmassnahmen beginnen, sondern bei der Aufgabenteilung auf Kanton und Gemeinden ansetzen. Unsere Gebietskörperschaften stammen meistentenfalls noch aus der vorindustriellen Zeit und vermögen viele raumübergreifende Aufgaben nur mit Hilfskonstruktionen wie Zweckverbänden und einem komplizierten Finanzausgleich zu bewältigen. All diese Massnahmen vermögen grosse Steuerunterschiede zwischen Gemeinden nicht zu vermeiden – und damit auch einen enormen Steuerfusswettbewerb – obschon sich die konkreten Leistungen der Gemeinden kaum gross unterscheiden. Schade, wenn sich solch strukturelle Faktoren nun in frankenmässigen Bagatellen, aber gesellschaftlich wertvollen Einrichtungen wie Ludotheken niederschlagen. Die Ludothek würde zum symbolischen Opfer für solche Strukturzwänge. Hoffentlich nicht!
Hans-Ulrich Schütz, Nussbaumen